

Manfred Lauer mann

Zum Frieden verdammt – Bundeswehr 2011

„Mut ist die persönliche Aufopferung in der Gefahr, und von diesem Punkte müssen wir auch ausgehen, denn darauf stützt sich zuletzt alles.“

Clausewitz

Die Bundeswehr, die 2011 in verschiedenen Auslandseinsätzen präsent ist, soll nunmehr ständig und umfangreicher außerhalb deutscher und europäischer Grenzen als kämpfende Truppe eingesetzt werden, so die herrschende Meinung und ihre Absichten. Große Teile der politischen Klasse akzeptieren diese Entwicklung, kleinere (CDU/CSU) wollen sie forcieren. Im Gegensatz dazu votiert eine Mehrheit der Bevölkerung (Dezember 2010 71%) konstant gegen das seit 2001, damals von Rot-Grün beschlossene Engagement in Afghanistan, das im Januar 2011 nur gegen den Widerstand der LINKEN im Bundestag rituell verlängert werden wird. Aktuell steht die radikale Bundeswehr-Reform an, die mit dem Namen des Verteidigungsministers Guttenberg verbunden wird. Es ist geplant, durch Verknappung des soldatischen Personals (auf 163.500 Soldaten), durch Aussetzung der Wehrpflicht, sprich: Aufhebung und Transformation in eine Berufsarmee und durch gezieltere Ausbildung zu einer zahlenmäßig deutlichen Verstärkung auslands- und kampfeigneter Truppen zu gelangen. Ich möchte der Vorstellung, sei es diejenige Guttenbergs, sei es die seiner Kritiker von links in drei Schritten widersprechen, wobei mein Hauptargument sein wird, dass wir es in Europa wie zunehmend selbst in den Vereinigten Staaten mit einer Konstellation für Armeen zu tun haben, die ich vorerst provisorisch mit Münkler (2006: 139) als *Postheroisch* bezeichnen möchte.¹ Zur Anschauung sei ein kleiner Rückblick auf die goldene Zeit der Bundeswehr gestattet mit dem harten Kern eines Wehrdienstes von 18 Monaten: „Die Losung ‚Klotzen statt kleckern‘ bestimmte die 1984 gebilligte Bundeswehrplanung [von Verteidigungsminister Wörner; Vf.] für die neunziger Jahre, mit der

1 Hinter diesem amerikanischen Begriffsvorschlag steckt die umfangreiche Literatur zu „Wertewandel“, prominent durch Inglehart 1997 (vgl. Moebius 2010: 722ff.). Speziell fürs Militär korrespondiert das mit der Meinung eines großen marxistischen Historikers: „Ich habe große Zweifel, ob heute noch irgendein Staat mit Wehrpflichtigentruppen, die bereit sind, bis zum bitteren Ende zu kämpfen und für ihr Land zu sterben, in größere Kriege ziehen könnte.“ (Hobsbawm 2009: 42)

in einem ersten Schritt bis 1987 der Verteidigungsumfang der Streitkräfte, also die in kurzer Zeit mobilisierbaren Soldaten für den Einsatz, auf 1,34 Millionen gesteigert und später sogar auf 1,8 Millionen erhöht werden sollte.“(Bald 2005: 111). Ja, mach nur einen Plan, sei ein großes Licht, wie der Dichter singt – wenige Jahre später zerstörte sich der böse Feind selbst und die gesamte Militärarchitektur Deutschlands geriet ins Wanken. „Es ging um beachtliche Größenordnungen. Ende der achtziger Jahre hatten sich knapp 900 000 ausländische Soldaten in Deutschland befunden: etwa 400 000 sowjetische östlich der Elbe, westlich der Elbe das Kontingent der drei Westmächte mit mehr als 400 000 Soldaten, daneben kanadische, belgische und niederländische NATO-Truppen“ (Bald 2005: 127).

Die NVA wurde ähnlich wie Zucker im lauwarmen Tee aufgelöst. Man durfte sich für eine Position in der neu-alten Bundeswehr bewerben, und wurde nach allerlei ideologischer Gehirnwäsche zum kleinen Teil übernommen, natürlich einige Dienstränge niedriger. Kolportiert wird, dass die NVA im Herbst 1989 der politischen Führung der DDR signalisiert hätte, mit ihr sei nicht zu rechnen, lieber würde sie sich mit der ‚Gegenseite‘ (dem ‚imperialistischen‘ Westdeutschland) verbrüdern, ihr käme also ein beachtenswerter Verdienst an der ‚friedlichen‘ Revolution zu (Heider 2004). Interessanter aber ist die Frage, ob die NVA überhaupt jemals kampffähig gegen NATO-Truppen gewesen war, obwohl der schöne Schein eine gegenüber der Bundeswehr erheblich martialischere Armee präsentierte: Stechschritt, der Wehrmacht nachempfundene Uniformen, Elite- und Wachkommandos, härterer Drill in der Ausbildung, Stigmatisierung von Wehrdienstverweigerung, Überziehung auch ziviler Institutionen wie der Polizei mit militärischen Rängen, Kult von Betriebskampfgruppen, die 1989 wie Vampire in der ersten Sonne vergingen, Heldenkult (z.B. auf die Männer (sic!) der Roten Armee oder der Spanienkämpfer appliziert); kurz, zu jeder Zeit nie kampfbereit, im Ernstfall wie Söldnerheere der Wallenstein-Zeiten leicht mit ein paar Hundertern zu kaufen und umzudrehen, m. a. W. wenn einsatzbereit, dann mittels ihrer militanten Rhetorik. Die Schilderung hat zugegebenermaßen im Hintersinn nicht zuletzt die Bundeswehr, über die der *Spiegel* im Oktober 1962 in einer Titelgeschichte schrieb: „Bedingt einsatzbereit“ – mit überraschender Wirkung: Verhaftung des Herausgebers und eines Redakteurs.

Damit ist das erste Argument angedeutet, welches im zweiten Abschnitt entfaltet wird: die Bundeswehr war so konzipiert, dass es nie zum Ernstfall kommen konnte; diese Phase umfasst die Jahre 1956 bis 1987. Nach 1990 kommt es zu einer scheinbaren Durchbrechung dieser substantiellen Konsensfiktion der Gesellschaft, die sowohl die Militärs wie die politische Klasse geteilt haben, durch die ersten Auslandseinsätze, mit den Höhepunkten (oder je nach Perspektive: den moralischen Tiefpunkten) Kosovo und Afghanistan. Diese Phase ist als Abweichung zu interpretieren, die nur durch ein selbst für das politi-

sche System der Bundesrepublik einmalig intellektuell – in militärischen Dingen – und moralisch defizitäres Führungspersonal (rot-grün, namentlich: Schröder; Fischer; Scharping) verstanden werden kann. Dazu ist die massive Kritik aus der Friedensforschung bis heute gültig (Lutz 2000). Diese Phase taugt aber wenig als Probehandeln für ein verändertes Bundeswehr-Verständnis. Ergebnis der Guttenberg-Reform – so der dritte Abschnitt – wird die versteckte Restauration der alten Konsensfiktion einer kämpfenden, handlungsfähigen Armee sein, die aber material nicht dazu imstande ist; nicht einmal dazu, das Minimum der Clausewitz-*Prinzipien des Gefechts* zu gestalten, vermutlich nicht einmal solche zu begreifen: „Jeder Kampf ist eine Äußerung der Feindschaft, die instinktmäßig in denselben übergeht“ und: „Dieser Instinkt zum Anfall und zur Vernichtung des Feindes ist das eigentliche Element des Krieges.“ (Clausewitz 1980: 57)

Gegen meine These spricht, dass die berühmte Äußerung des Bundespräsidenten Köhler inzwischen von Guttenberg in Interviews affirmiert wird. Im Wortlaut: „Meine Einschätzung ist aber, dass insgesamt wir auf dem Wege sind, doch auch in der Breite der Gesellschaft zu verstehen, dass ein Land unserer Größe mit dieser Außenhandelsorientierung und dadurch Außenhandelsabhängigkeit, auch wissen muss, dass im Zweifel, im Notfall, auch militärischer Einsatz notwendig ist, um unsere Interessen zu wahren: z.B. freie Handelswege. Zum Beispiel ganze regionale Instabilitäten zu verhindern, die mit Sicherheit dann auch auf unsere Chancen zurückschlagen – negativ bei uns –, durch Handel, Arbeitsplätze und Einkommen zu sichern“. (Interview Deutschlandfunk am 27. Mai 2010.)

Für meine These spricht allerdings, dass diese markanten Sätze, die in das Licht der Öffentlichkeit katapultierten, was längst in den Papiermassen von Weißbüchern in den Archiven schmorte, zwangsweise zum Rücktritt Köhlers am 31. Mai 2010 und zur Wahl eines Linksopportunisten als Nachfolger führte, der sich lieber in Kirchen, Synagogen und Moscheen aufhält und sich dort lieber filmen lässt, als in militärischem Gelände. Es geht um die Geltung der Kontinuitätsbehauptung eines deutschen Militarismus bis in die unmittelbaren Gegenwart, die Wette (2008) mit durchgängig differenzierten Argumenten, etwa zur ambivalenten Funktion und Rolle der Frauen 1914/18 und 1939/45 vertritt. Die Realitätshaltigkeit dieser These ist unbestritten, nichtsdestominder nenne ich sie mit Barthes einen „Linken Mythos“ (Barthes 2010: 299ff.), womit explizit nicht Ideologie gemeint ist.

1. Soziologische Vorüberlegungen zu einer Analyse

Der Aufsatz steht im größeren Kontext einer Untersuchung, wie in der Bundesrepublik, deutlich mit dem Umschaltjahr 1968 Institutionen verändert, oft in ihrer Sinndimension umfunktioniert worden sind (Lauerermann 2011). Institutionen verfügen über einen symbolischen Mehrwert, der einen Lernprozess

der Institutionen selber ohne intentionale Handlungsabsichten der unter ihnen subsumierten Akteure, ermöglicht (Rehberg 1994). Fallbeispiele sind: die Anstalts-Psychiatrie, die Gefängnisse, das Rechtssystem auf der organisatorischen Ebene der Gerichte, das Schul- und Erziehungssystem, der Polizeiapparat, und nicht zuletzt die Bundeswehr. Die neuere Organisationstheorie, die versuchsweise zur Explikation dieses impliziten Umbaus herangezogen werden kann, unterscheidet nach Brunsson – und ähnlich auch nach March/Olson zwischen *decision* und *talk* (vgl. Japp in Türk 2000, Luhmann 2000: 206ff.). Wir können das diachronisch lesen: eine Institution mit klaren Hierarchien wird abgelöst durch eine mit Netzwerken, oder synchronisch: *decision* bestimmt die jeweilige Binnenlogik, etwa Gewinnmaximierung, *talk* garniert das mit Ethik (was vor allem für die Außendarstellung probat ist). Man kann auch verschiedene Rationalitätstypen mit *talk* und *decision* belegen, und deren lose Kopplung untersuchen. Im Falle der Bundeswehr möchte ich vorschlagen: In der 1. Phase seit 1956 bildet *talk* die Seite des Kampfes ab, des durch Aufrüstung zu verhindernden Krieges, die Mythen des Kampfbündnisses (NATO), die männerbündlerischen Ausbildungsrituale und Selbstbeschreibungen, *decision* sind aber die Entscheidungen in Personalauswahl, Ressourcenverwaltung, institutionellen Leitbildern, System-Umweltbeziehungen (hier: Militär – Zivilalltagswelt), Systemscheidungen (Wehrpflicht statt Berufsarmee), Ausbildungsmodalitäten, Laufbahnprämien, die eine Institution generieren, die in keinem Fall kampfbefähigt ist, die den Ausnahmefall, Tod des kämpfenden deutschen Soldaten, nicht nur verhindert, sondern gedanklich nicht mehr vorkommen lässt.² Der Kern des militärisch-männlichen Mythos, den der Historiker Geyer nachdrücklich ausschält (Geyer 1995: 148), erodiert. Stärksten Ausdruck fand das später in der, von den meisten – nicht allen – Feministen als etwas schief angesehenen Emanzipation von Frauen als Soldatinnen mit geschlechtsspezifischen Quoten und Sonderbedingungen für Ausbildungsleistungen und Kampfeinsätzen (Crefeld 2009: 243ff.).³ Aber die Männer in den Armeen zogen mentalitätsgemäß nach, daher spricht man von postheroischer Bevölkerung wie inzwischen abgefärbt auch beim Armeepersonal.

In der Zwischenphase der Auslandseinsätze bleibt man dem *talk* treu: daher der nachhaltige, konsequent bis heute nicht überholte Euphemismus, statt

2 Von heute aus gesehen, kann bemerkt werden, dass von Friedeburg (1966) bereits das soziologisch Wesentliche für diesen Zeitabschnitt analysiert hat; mit Bezug auf die damals avancierte Organisationstheorie (Morris Janowitz) – heute sollte diese durch entwickeltere Ansätze ersetzt werden.

3 Crefelds leichtfüßige Art eines älteren Herrn, mit dem Thema „Feminisierung“ von Armeen umzuspringen, wird von strengeren wissenschaftlichen Texten im Wesentlichen gestützt (vgl. Dittmer 2010 sowie die Lehrbuchbeiträge in Leonhard/Werkner 2005). Eine Beobachtung sei nicht verschwiegen: Während in der Bundeswehr der Frauenanteil um 5% stagniert, liegt er bei der Militärsoziologie auf den ersten Blick bei 50%!

von Krieg, frei nach Verteidigungsminister Jung von ‚friedensschaffenden Maßnahmen‘ zu schwadronieren, um utopisch auszumalen, die in Afghanistan Kämpfenden seien uniformierte Entwicklungshelfer oder Polizeiausbilder mit bekannt pädagogischem Eros, so sie die Bundesländer überhaupt abstellen. Anders als Jung erklärt Guttenberg zwar in Interviews inzwischen das Aufgeben dieser Orwellischen Täuschungssprache, aber zum einen beugt er sich damit der Selbstbeschreibung der Bundeswehrsoldaten, die sich dadurch Identitätsgewinn versprechen – und sei es, um ihre Posttraumatischen Belastungsstörungen (PTBS) anerkannt zu bekommen, was Guttenberg generös zur Kenntnis nimmt⁴ –, zum anderen aber wird als Hauptziel im afghanischen Kampfeinsatz immer noch leitmotivisch wie bei Jung die Ausbildung von eigenen Kräften der zukünftigen afghanischen Armee/Polizei angegeben: die Garantie gewisser menschenrechtlicher Basisbedingungen, die zugleich schwammig und unverbindlich gehalten werden, ist bei massenmedialer Kommunikation nicht zu vermeiden.⁵ Die Trauerfeiern für getötete Soldaten werden wieder opulenter, und ein neuer, symbolisch ziemlich unterwertiger Orden für Kampfeinsätze wird recht unauffällig inauguriert, immerhin soll die Gefechtsmedaille auch posthum verliehen werden können, während das bisherige Ehrenkreuz eher an Dienstjahren gemessen wurde. Da m.E. diese talk/decision Entwicklung ein tauber Entwicklungspfad, ein Holzweg ist, ist es interessant, wie der Idealtypus der ersten Phase erneuert werden kann, und welche semantischen Vorkehrungen getroffen werden müssen, um die umstandslose Rückkehr zu ihm zu verdecken. Irrational treibt die Politik zwischen gefühltem Krieg und gefühltem Frieden ziellos herum, oder um weiter an Beck anzuschließen, „daraus folgt zunächst, daß für die interne Legitimation der Risikokrieg [Becks wunderlicher Begriffsvorschlag] den gefühlten Frieden im eigenen Land nicht stören darf – nur dann ist er ‚erfolgreich‘, nur dann ist er ‚legitim‘. Anders gesagt: Der Risikokrieg muß als ein *Nebenbei-Krieg* geführt werden. Diese Latenz- und Nebenfolgen-Konstruktion gilt allerdings nur für das Inland. Sie ist also radikal hierarchisch und in sich paradox. Denn selbstverständlich ist die militärische Intervention eine *intendierte* Katastrophe, allerdings eine *intendierte* Katastrophe für *Andere*, die im Innenraum der kriegfüh-

4 Vgl. Zu Guttenberg, „Taliban machen keinen Winterschlaf“, *Die Welt*, 15.01.2011: „Das Mandat muss ja auch rechtlich fundiert sein, und da funktioniert aus völkerrechtlichen Gründen der Begriff Krieg nicht. Das hindert aber die Bundesregierung und mich nicht daran, mit diesem Wort zu arbeiten. Ich lasse keine Gelegenheit aus zu sagen, dass die Soldaten täglich in Kampfhandlungen stehen. Und die werden vom Mandat schon seit Jahren gedeckt. Das ist kein Einsatz zum Buddeln von Brunnen.“ (Zur PTBS ebd.).

5 Viersterne-General Egon Ramms, bis Herbst 2010 Befehlshaber der NATO-Kommandozone in Brunsom und damit Chef des ISAF-Einsatzes in Afghanistan, jetzt Pensionär, bemerkte im SPIEGEL Nr. 52/ 2010 maliziös zu den Diskussionen mit Politikern über die Bundeswehrekämpfe in Afghanistan: „Wie können wir das nennen, ohne die deutsche Bevölkerung zu erschrecken? Das Ergebnis: Ausbildungs- und Schutzbataillon – klingt ganz friedlich, oder?“

renden Nationen nicht etwa bejubelt (wie früher), sondern unsichtbar gemacht werden muß. Der Nebenbei-Krieg, der den gefühlten Inlandsfrieden nicht stören soll, darf den normalen Gang der Wirtschaft, der Politik und des sozialen Lebens nicht stören. Schon kleine Rückgänge bei den Wirtschaftswachstumsraten müssen als ‚kriegsgefährdend‘ gelten. Von Toten, deren Gesichter und Geschichten in den Medien ausgebreitet werden und deren Mütter, Ehefrauen und Kinder vor den Kameras der Welt schmerzvoll protestieren, ganz zu schweigen“. (Beck 2007: 271/2)

2. Idealtypus der Bundeswehr

Der Idealtypus (im Sinne Max Webers) der Bundeswehr bildet sich in der Phase von 1956 bis 1987 heraus. Am 6. März 1956 wird die neue Armee ins Grundgesetz durch Art. 12 mit 390 gegen 20 Stimmen (einschließlich der Stimmen fast aller SPD-Abgeordneten – drei Jahre vor Godesberg!) eingefügt. Am 16. Oktober 1987 prüfte das Verteidigungsministerium Einsätze außerhalb des NATO-Vertragsgebiets, um zur Wahrung deutscher Interessen unangenehme Aufgaben zu übernehmen, für die ein vertrauter Signifikant gewählt wurde: „humanitäre und Katastrophenhilfe“ (Bald 2005: 144). So der Zeitrahmen: Die übliche Darstellung, die Armee hätte gegen Widerstand starker Kräfte der Arbeiterbewegung durchgesetzt werden müssen (Albrecht 1980; Bald 2008), trifft durchaus das Selbstverständnis der damaligen Protestbewegung, die sich zum Schluss – wieder einmal – durch die Sozialdemokratie verraten sieht, aber verfehlt die Tiefenstruktur der Mentalitätsgeschichte jener Zeit. Wie die Währungsreform und die Einführung der DM 1948 den Bundesbürgern erheblich wichtiger war als das Grundgesetz 1949, so war das „Wirtschaftswunder“ primäres Maß aller Dinge. In der Folge des Korea-Krieges stieg die Industrieproduktion um ein Drittel, der Export um 200%. Der Krieg im Fernen Osten – angenehm fern von deutschen Erinnerungszwängen – löste, da er „die Kapazitäten anderer Länder band und auf die westdeutsche Wirtschaft einen Sog ausübte, wegen der reduzierten Konkurrenz die aufklaffenden Lücken auf dem Weltmarkt zu füllen, einen Boom aus, der in eine vorbildlose, der Tendenz nach bis 1973 anhaltende Hochkonjunktur überging.“ (Wehler 2008: 54).

Das Bewusstsein der Mehrheitsbevölkerung strudelte, wie grundsätzlich für die deutsche politische Kultur konstatierbar, gerade auch hier in eine paradoxe Schizophrenie. Zum einen nach den Erfahrungen des Zweiten Weltkriegs „Nie wieder Krieg“, zum anderen die unübersehbare Kausalität Krieg, Rüstung und Wirtschaftswunder. Der Widerspruch schien sich in den Protesten einseitig auszusprechen; man wollte das Eine möglichst ohne das andere. Die Lösung für die politische Klasse lag nah, zudem stimuliert durch die Wünsche der Hegemonialmacht nach einer Wiederbewaffnung, verbunden mit einer Mitgliedschaft in der NATO: nämlich eine Armee zu erfinden, die allen äußeren

Attributen nach eine ist, aber in der Substanz niemals in die Gefahr kommt, sich elementar in Kämpfen zu beweisen.

Eine Reihe von institutionellen Mechanismen wurde phantasie reich in Gang gesetzt und miteinander kombiniert. Die Energie der Proteste wurde umge lenkt, insofern war der Kampf gegen die Wiederbewaffnung trotz der scheinba ren Niederlage objektiv erfolgreich. Diese Massenenergie bleibt in der Sozialisa tion des soldatischen Subjektes präsent, gerade weil die Bundeswehr keine totale Institution werden wird.⁶ Merkmal dieses Institutionenumbaus sind cha rakteristische Verschiebungen:

1.) Die Befehlsgewalt im Ernstfall wurde dem Nationalstaat entzogen, Oberbefehl hatte die US-amerikanische Administration bzw. Generalität. Ebenso wur den in Friedenszeiten die Befehlsstrukturen systematisch entnationalisiert. Dies kann besonders für den Kalten Krieg kaum überschätzt werden: die für die Linke sich anbietenden Reizfiguren, Adenauer und Strauß, waren schlechterdings ohnmächtig, den Militärapparat für politische Zwecke zu instrumentalisieren, Stichwort: Atomwaffen. Im Kriegsfall entscheidet allein die US-amerikanische Administration, der Präsident. In jener Zeit war der militärische Oberbefehls haber der NATO ausschließlich ein amerikanischer General, der als amerikani scher Soldat immer seinem Präsidenten unterstand (Schulte 1965: 88/89).

2) Spätestens nach Nagold 1962, wo der in allen westlichen Streitkräften normale Ausbildungsdrill zu einem tödlichen Unfall führte (Abenheim 1989: 144; Bald 2005: 66)⁷, wurden die Ausbildungsgänge erheblich „aufgeweicht“. Was heute für weit weniger als 1.000 Soldaten (dort nicht: Soldatinnen) des „Kommandos Spezi alkräfte“ (KSK) noch möglich ist, wurde für den überwiegenden Teil der Wehr pflicht-Armee außer Kraft gesetzt. Die lawinenartige Verkürzung der Wehrpflicht von zuerst 18 Monaten über 15 (nach der Wende), dann zuletzt auf, jene kari erende, 6 Monate spricht eine deutliche Sprache. Diese sukzessive Verkürzung, sowie die Reduktion von 475.000 Soldaten (+ 185.000 zivile Mitarbeiter) im Jah re 1973 auf inzwischen (2010) 252.000 materialisieren die *decision*-Dimension; für *talk* blieb bis vor Kurzem die Wehrpflicht übrig.

3) Ideologisch wurde eine neue *Leitidee* installiert (Bürger in Uniform), deren Symbolkraft oft unterschätzt wird, die diesen realen Prozess unterstützte.⁸ Die

6 Obwohl Steinert eigentlich zur Hypothese neigt, im Sinne Goffmans die Armee wie Gefängnisse im Geist der totalen Institution zu analysieren, misslingt ihm das produktiv: Wider standspotentiale der ihr Unterworfenen werden beschreibbar (Steinert 1973: 236). 1965 schon überlegt und verwirft der damals beste deutsche Kenner der amerikanischen Soziologie die Verwendung Goffmans für militärische Sachverhalte (Dahrendorf 1965: 157).

7 Außerst hellsichtig wird der langwirkende Effekt einer Skandalisierung von Nagold, der die politische Kultur wie keine weiteren, durchaus häufigen Ausbildungskatastrophen der späte ren Bundeswehrjahre, verändert, von Gehlen (1975: 19) herausgestellt.

8 So von Bröckling (1997: 297ff.). Ein eingehendes Studium der Spezialliteratur ist schwer er kenntlich, etwa von: Abenheim (1989).

Idee dient auch zur Rekrutierung des Generalstabs. Sukzessive wurden Generalstabs-Offiziere, deren Vorstellungswelt zu sehr der Reichswehr, der Französischen Fremdenlegion oder den amerikanischen *marines* verhaftet war, bestenfalls Oberste, sie wurden *nicht* in Generalsränge übernommen. Empirisch ist nachweisbar, dass die wenigen Generale, die nach Lesart des Verfassungsschutzes rechtsextreme Gedanken äußerten, erst nach ihrer Pensionierung einschlägig bekannt wurden. Die Leitbilder der Inneren Führung wirkten je selektiver für die Institution, je weniger Offiziere rekrutiert wurden, die den Weltkrieg mitgemacht hatten. Die Durchsetzung der Inneren Führung ist ein komplizierter Vorgang, der von den meisten (zudem politisch linken) Wissenschaftlern nicht verstanden wird, die sich zwar auf eine Äußerung des Generals Grashey von 1969 beziehen, paradoxerweise den von ihnen als reaktionär angesehenen Militär zustimmend, die „Innere Führung sei eine bloße Maske“ (Abenheim 1989: 176ff.), ohne aber wie Abenheim genau herauszustellen, dass Grashey, Karst und Co allesamt alsbald zwangs-pensioniert wurden – natürlich unter der Gesichtswahrung eines freiwilligen Antrags auf Frühpensionierung!

4.) Die Bundeswehr entwickelte sich für Offiziere zu einer Maschinerie zum Erwerb hoher Pensionen bei kürzeren Dienstzeiten als bei Post, Polizei oder Bundesgrenzschutz. Privilegien waren das freie Wochenende wie die Manöver, die oft einem Abenteuerurlaub gleichkamen, und besonders die Frühpensionierung in den 50er Lebensjahren bei anschließend lukrativen Positionen. Bei Längerdienenden („Zwölfender“) und bei den Wehrpflichtigen fungierte die Bundeswehr als Zweiter Bildungsweg, der gesellschaftlich sonst noch marginal war, also: Schulabschlüsse, Führer- und Waffenscheine, Meisterqualifikationen und Abfindungen, die häufig eine Existenzgründung ermöglichten. Wegen eines zunehmenden Mangels an Bewerbungen wurden für die Offizierskarriere Männer mit mittlerer Reife und abgeschlossener Berufsausbildung eingestellt, die außerdem dann auch bei entsprechendem Wunsch zum Studium zugelassen wurden (vgl. Kutz 1996: 296f.).⁹

5.) Die Bundeswehr nahm die optimale Rolle eines Motors des Keynesianismus ein: In der Rüstungsindustrie ebenso wie in unzähligen Lieferwerkstätten für Uniformen und Gerät, ebenso beim Ausbau von Kasernen, der sich für die Bauindustrie auszahlte, mehr aber noch für die Infrastruktur der Standorte. Nebenprodukt der Bundeswehr war die zivile Verwaltung mit erheblichen Beschäftigungszahlen, und die Rekrutierung von ehemaligen Soldaten im öffentlichen Dienst, bei Überspringen der sonst üblichen Eingangsstufen. Wie die Automobilindustrie für die freie Wirtschaft, symbolisierte und realisierte hier die Bundeswehr das Paradigma des Fordismus.

9 Grundlegende Veränderungen in Habitus und sozialer Rolle, beispielweise die Subalternität dieser Eliteteilmenge, konstatieren frühe Beobachter wie Parsons und von der Gablentz (siehe Dahrendorf 1965: 62f., 270f.).

6.) Ein Modell für die Umfunktionierung ist die Entwicklung der Kriegsdienstverweigerung nach Art. 4. Abs. 3 GG: zuerst peripher und mit größten Hindernissen in der Realität fast verhindert, wurde sie zentral nach 1968. Das vom Verteidigungsminister Schmidt vorgeschlagene Verfahren, auf einer Postkarte formlos die Verweigerung mitteilen zu können, wurde zwar so konsequent nicht umgesetzt, aber in den letzten Jahren wurde die Wehrpflicht, soweit nicht immer großzügiger und inflationär Dienstuntauglichkeit medizinisch festgestellt wurde, nur beibehalten, weil man Begründungsprobleme für den Ersatzdienst hatte (zum Umschlag, Beibehaltung der Wehrpflicht, um Ersatzdienst zu retten; Bröckling 1997: 316-324, im Sinne meiner These: Bernhard 2008).

3. Auslandseinsätze – Abweichung vom Idealtypus

In Freudenberg, wohl als Lexikon angelegter Arbeit – mit 2.983 Fußnoten und 66 Seiten Literatur, mit den Protagonisten Clausewitz und Mao Zedong über Partisanen, Guerillas und Terroristen im modernen Kleinkrieg, stößt der Autor in Abs. 7.5.3 auf die Gefahren der Technologisierung auf dem Gefechtsfeld, nachdem er zuvor Cyber War und den Gefahrenherd von EDV abgehakt hat. „Irgendwann erreichen auch die Kriege der Zukunft, unabhängig, in welcher Dimension sie beginnen, den Punkt, an dem es darum geht, ein bestimmtes Stück Erdoberfläche, Land, zu erobern, zu verteidigen, zu kontrollieren. Alle eingesetzten Waffen gewinnen ihre Bedeutung erst durch die Kopplung mit den Maßnahmen auf der Erde, mit der Infanterie. Demzufolge ist also jede Kriegführung im Grunde Landkriegführung. Und wer sich auf die Technik verlässt, kann scheitern. Die Möglichkeiten, mit einfachen Mitteln komplizierte Geräte zu vernichten, wachsen mit der Möglichkeit der Zahnräder, von deren pünktlichem Ineinandergreifen das Funktionieren eines hochtechnisierten Militärsystems abhängt.“ (Freudenberg 2008: 342).

Damit sind wir mitten drin in der Problematik des bisher langwierigsten Auslandseinsatzes der Bundeswehr, Afghanistan seit 2001 mit einer Personalstärke um ca. 4.000, nach Bundestagsbeschluss vom 26.2.2010 mit einer Höchstgrenze von 4.350. Verglichen mit den multinational zusammengesammelten 100.000 Soldaten, davon 67.000 ISAF-Soldaten unter NATO-Befehl, zu denen sich die Bundeswehr gern zurechnet und 30.000 Kriegern gegen den Terrorismus, *Operation Enduring Freedom*, dem Lieblingskind der USA, kommt die Bundeswehr auf einen Anteil von nicht einmal vier Prozent: kein besonders überzeugender Ausdruck neuer imperialistischer Ziele und Potenzen, selbst wenn man die streng geheime Anzahl des von jährlichen Bundestags-Bestätigungen dispensierten „Kommando Spezialkräfte“ (KSK) hinzu addiert (Chiari 2010: 134). Aber nicht nur für die kleine Bundeswehr-Abordnung gilt wie bei der Verfasstheit aller westlichen Gesellschaften ebenso wie für die zahlenmäßig dominierenden Amerikaner: „Sie [Bush und Rumsfeld bezogen u.a. auf den Irak; Vrf.] haben ihre Kriege mit einem Schwall moralisierender Argumentationsfi-

guren zudecken müssen. Sie mussten ihre Bombardements stets mit dem Argument versehen, sie würden nur das Regime treffen wollen, nicht die Bevölkerung. Jedes getötete oder verwundete Kind, das in den Medien erschien, war ein Argument gegen den Krieg. Konsequenz ist, dass in einem Krieg wie in Afghanistan nicht riesige Heere über Jahre einsetzbar sind. Damit leiden die Militäroperationen unter einem steten Mangel an kämpfender Truppe, und das ‚Police Bombing‘ ist keine freie Entscheidung der Minister und Generale, sondern jener Unterbesetzung geschuldet, die gesellschaftliche Ursachen hat.“ (Crome 2010: 91). Das ‚Police Bombing‘, welches erste Bewährungsproben in Jugoslawien, mit eifriger Unterstützung durch Bundeswehr-Tornados bestanden hat und nun vor allem in Pakistan mittels unbenannter, ferngesteuerter Drohnen praktiziert wird, kann der entscheidenden Logik moderner Kriege nicht entkommen. 70% der dadurch fabrizierten Opfer sind Frauen und Kinder, zynisch als Kollateralschaden deklariert von der „so ungeheuer tapfer und zivilisiert“ kämpfenden westlichen Truppe, wie Jürgen Rose zornig den Gemeinplatz der Medien unterläuft, Selbstmordattentäter seien feige. Es ist historisch verbürgt, dass seit dem Ersten Weltkrieg die, wie immer fiktive, Trennung von Militär und Zivilbevölkerung obsolet geworden ist, mit rasanter dramatischer Entwicklung. „Waren im Ersten Weltkrieg nur 5 Prozent der Toten Zivilisten gewesen, so stieg diese Zahl im Zweiten Weltkrieg auf 66 Prozent. Man nimmt gemeinhin an, dass heute 80 bis 90 Prozent der vom Krieg Betroffenen Zivilisten sind. [...] Zwar haben hochentwickelte Waffen in einigen Fällen dafür gesorgt, dass man wieder zwischen militärischen und zivilen Zielen und damit zwischen Kombattanten und Nicht-Kombattanten unterscheiden kann, doch es ist unzweifelhaft, dass die Hauptopfer des Krieges auch weiterhin Zivilisten sein werden.“ (Hobsbawm 2009: 24)

Auslandseinsätze der Bundeswehr fanden in der ersten, der idealtypischen Phase häufiger statt als bekannt: Seit 1960 bei Erdbeben, Hungerhilfe, Dürre, Hochwasser, Transport von UN-Truppen, Brandbekämpfung, Vulkanausbruch usw. – waffenlos, aber in Uniform und stets mit Auslandszuschlag (Chiari 2010: 298 ff.). Die Einsätze nach 1990 hatten einen volkspädagogischen Sinn, zuerst harmlose Blauhelm Einsätze, dann ein wenig Mitbomben, schließlich Kriegführen (Chauvistré 2009: 154.) Nach der bundeswehreffreundlichen Chronik des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes (Chiari 2010) können wir die Lernschritte grob und unvollständig skizzieren:

1. Kambodscha 1992: 445 Soldaten, vor allem Sanitätsaufgaben.
2. Bosnien-Herzegowina ab 20.12.1994: zuerst ca. 600 Soldaten, meist Luftwaffe.
3. Somalia Mai 1993: stabilisierender Einsatz, humanitäre Unterstützung der Bevölkerung, ca. 1.700 Soldaten, die wesentlich von anderen Armeen geschützt wurden. Nach überstürztem Abzug der USA rasches Nachfolgen.
4. Jugoslawien 24. März bis 10. Juni 1999: Beteiligung mit Marine und Luft-

waffe am Angriff auf Jugoslawien. Hauptmotiv: „So moralisch die Begründung für die Beteiligung an den Luftangriffen in Deutschland auch war, so gering war das eingegangene Risiko. Geflogen wurde grundsätzlich auf über 5.000 Metern Höhe. [...] In der Tat gab es dadurch keinen einzigen getöteten Soldaten der NATO ...“ (Chauvistré 2009: 111).¹⁰

5. Afghanistan seit 2001: ca. 4.000 SoldatInnen, bis Dezember 2010 32 tote Soldaten, ca. 5 Mrd. Euro Kosten (vorsichtig geschätzt).¹¹ Eine Überraschung geschieht seit der Helman-Offensive der Taliban 2007: Die Afghanen danken der deutschen Armee ihre Straßen-, Schul- und Brückenbauerei und ihre multikulturelle herrschaftsfreie Kommunikation mit den Einheimischen (siehe das ausgesucht schöne Bild von deutschen Soldatinnen in Uniform mit Kopftuch bewaffneten Frauen beim gemeinsamen Mahl; Chiari 2010: 276) mit Kriegshandlungen, dabei war Kundus 2001 unter dem Aspekt ausgesucht worden, möglichst Taliban-frei zu sein, und *Enduring Freedom* wurde sowieso den Amerikanern überlassen, bei feiner Distanzierung von deren Kriegsführung.

6. Nah-Ost Konflikt, Israel 2006: Schutz der Seewege vor Libanon, durch großen räumlichen Abstand vom potentiellen Kriegsschauplatz keine Personenverluste (eher Dauerurlaub). Ähnlich im Tschad 2008, „Hoher Aufwand, mäßiger Erfolg“ doch hier machten nur 4 Staboffiziere statt mehrerer Mannschaften Urlaub! (Chiari 2010: 196).

7. Kongo: Kontrolle der Wahlen, ungewöhnlich dieses eine Mal mit Zeit- und Zielbegrenzung, im Gegensatz zum Kosovo einem modernen Protektorat¹², wo man auf unabsehbare Zeiten ohne sichtbaren Erfolg stationiert sein will (Chauvistré 2009 : 156).

Begleitmusik sind die Urteile des Bundesverfassungsgerichtes, die bei Bundeswehreinsatzwünschen stets treu der exekutiven Macht folgen, zum Beispiel das *out-of-area* Urteil vom 12. Juli 1994.

Fazit: Nahezu alle Auslandseinsätze verbleiben in der elementaren Grundstruktur des Idealtypus: 1.) Keine eigenen Verluste an Menschenleben – Afghanistan als Unfall, 2.) Wie in den Fällen 1 bis 3, 6 und 7 keine, oder von Fremdarmeen kontrollierte Feindberührung mit durchgängigem Schutz der Bundeswehr.

10 Was von Rot-Grün getötet wurde, war die Wahrheit und Mittäter war auch und gerade der linke Mainstream der veröffentlichten Meinung (vgl.: Loquai 2000; Schwab-Trapp 2002; BERNITZ 2010).

11 Im Dezember 2010 kommt das DIW bei Einrechnung aller Ausgaben, also anderer Ministerien und Versicherungs- und Krankenkosten auf 3 Mrd. jährlich!

12 Hofbauer (2008: 112ff.) Untertitel seiner Fall-Studie zum Kosovo, als Protektorat bzw. „Pseudoprotektorat“ (Schmitt 2005: 26ff.; unbedingt zu beachten sind die völkerrechtlichen Erläuterungen von G. Maschke, dem Herausgeber: 42-44) oder Protektorat für „Halbzivilisierte“ (die USA-Idee; 320, recycelt 741), bewusst mit: „Die Rückkehr des Kolonialismus“. Das bringt die Provokateurin Sibylle Tönnies dazu, paradox zu intervenieren: „dass sich die bombardierenden Westmächte entgegen moralisierender Beteuerungen unterhalb des Niveaus des alten Imperialismus“ bewegen (Tönnies 2009: 99, 103).

4. Rückkehr zum veränderten Idealtypus

Nach Clausewitz gibt es beim Kriegführen drei Hauptzwecke: „a) die feindliche bewaffnete Macht zu besiegen und aufzureiben; b) sich in den Besitz der toten Streitkräfte und der anderen Quellen der feindlichen Armee zu setzen und c) die öffentliche Meinung zu gewinnen.“ (Clausewitz 1980: 29). Der zweite Punkt muss erheblich semantisch überarbeitet werden bei asymmetrischen Kriegen, die Clausewitz allerdings schon prinzipiell zu analysieren vermochte. Der erste Punkt wirft für Afghanistan interessante Probleme auf, die innere Spaltung der Bundeswehr. Die in den kämpfenden Einheiten entstehende militärische Subkultur verändert und ergänzt die generellen Basisannahmen der deutschen Militärkultur, empirisch belegbar als „Hierarchie und Gemeinschaft und damit einhergehend Disziplin, Formalismus, Konservatismus; sozialräumliche Segregation; Tradition/Konvention und Maskulinität“ (Tomforde 2010: 213/4). Hierarchie und Gemeinschaft stellen ihre Gegner, die Taliban, klassisch dar, ebenso mit Ausnahme des Formalismus die anderen Eigenschaften. Ihre Niederlage werden die Deutschen gewissermaßen gegen ihr eigenes Spiegelbild erleiden.

Diese elementare Wahrheit ist zukünftig für die nächste Phase der Bundeswehr nicht mehr zu verdrängen. Die Bundeswehr wird permanent im Ausland scheitern – so auch Chauvistré 2009 –, die Identität der Soldaten wird ortlos, besser: kohäsionsarm, ihre Kampfmoral verwirrt: Lichtjahre entfernt vom Mut der Selbstaufopferung (Clausewitz 1980: 121). Wichtig ist für den Soldaten das direkte militärische Umfeld, seine Kameraden, deren gemeinsame kognitive Dissonanz, was die Kampfmoral bestimmt, nicht die Ausrichtung auf ein übergeordnetes politisches Ziel (Biehl 2010: 142f.). Fast rührend klingt bei diesem Kontext die Heeresdienstvorschrift 100/100 vom November 2007. „Ihre Moral schöpfen die Soldaten aus der Überzeugung, dass ihr Einsatz sinnvoll und rechtmäßig ist sowie aus dem Vertrauen in ihre Führer und in sich selbst, in ihre Ausrüstung und aus dem kameradschaftlichen Zusammenhalt“ (zit. nach Biehl 2010: 155). Wie kann das gedacht werden, wenn die phänomenologische, soziologische Beschreibung der Gegenwart allerlei Dekompositionseffekte vorstellt: Individualisierung, Bastelbiographie, Ich-Jagd...? Es ist zumindest unwahrscheinlich, dass diese Individualitätsformen der Moderne ausgerechnet bei Angehörigen der Bundeswehr nicht vorhanden seien, und wäre es latent. Ein von Bertolt Brecht her wohlvertrautes Motiv, „Erst kommt das Fressen, dann die Moral“ determiniert unseren postheroischen Soldaten/Soldatinnen zweifelsfrei: ihr Auslandszuschlag von 300 Euro pro Tag! Es läge in der Logik seiner aufhellenden Monographie zum modernen Söldnerwesen, einem Seitenzweig der in Afrika tätigen Gewaltunternehmer, wenn Uessler (2008) die Bundeswehrfreiwilligen als Untergruppe von Söldnern klassifiziert hätte. Die mediale Aufmerksamkeit konzentriert sich nicht zufällig auf das Ergebnis

der Verdrängung dieser modernen Identitätsdiffusion, deren Resultat die PTBS ist, die posttraumatische Belastungsstörung. Seit 20 Jahren waren und sind deutsche Soldaten im Ausland, bislang 280.000, das ergibt eine Dunkelziffer von 20.000 Fällen mit PTBS (Timmermann-Levanas 2010: 9). Langsam schält sich der Komplex heraus, der mit postheroisch umschrieben wird. Ganz und gar nicht identitätsverstärkend wirkt sich der pädagogische Anschlag aus, interkulturelle Kompetenz seit 2005 als obligatorischen Schulungsgegenstand unter dem Titel IK-Lehre und -Training zu befehlen (Tomforde in Chiari: 271). Vernachlässigen wir die akademische Arbeitslosigkeit, die verständlicherweise solche Felder als Dauerreflexion entdeckt und ausbeutet, dann fehlt bisher jede Empirie, wie die soldatischen Subjekte, die hybriden Kulturen unterworfen werden, in der Interaktion mit den Kameraden, also ihrer Primärgruppe, diese Zumutung verarbeiten. Auch wüsste man gerne, worüber Tomforde beredt schweigt, was das Curriculum dieser Kurse an Inhalten und Autoren vorschreibt, etwa Gayatri Chakravorty Spivak, Homi K. Bhabha, Mary Douglas oder Judith Butler?¹³

In der berühmigten Guttenbergshow am 16.12. 2010 bei Kerner in SAT 1 (die einer diskursanalytischen Aufhellung im Sinne von Jürgen Link dringend bedarf, weil sie gegen die Intentionen die Seher anders als gedacht beeindruckten mochte, was gegen den Krieg emotional einnahm, wie das Fallbeispiel eines Afghanistan-Veteranen mit PTBS), kam ein Soldat zu Wort, der bestenfalls gegen die Schmittsche Freund-Feind-Unterscheidung und für interkulturelle Kommunikation geimpft schien, mit der eher hilfeschend klingenden Phrase: „Ja, aber wir müssen doch hart sein [wollen], sonst nimmt uns hier keiner ernst.“

Literatur

- Abenheim, Donald (1989): *Bundeswehr und Tradition*, München.
- Albrecht, Ulrich (1980): *Die Wiederaufrüstung der Bundesrepublik*, Köln.
- Apelt, Maja (Hrsg.) (2010): *Forschungsthema Militär*, Wiesbaden 2010.
- Bald, Detlev (2005): *Die Bundeswehr*, München.
- Bald, Detlev/Wette, Wolfram (Hrsg.) (2008): *Alternativen zur Wiederbewaffnung*, Essen.
- Berhard, Patrick: Von ‚Drückebergern‘ zu ‚Helden des Alltags‘ – Zur Geschichte der Wehrdienstverweigerung in der Bundesrepublik 1945-1990, in: Christian Th. Müller: Dierk Walther (Hrsg.): *„Ich dien nicht!“ Wehrdienstverweigerung in der Geschichte*. Berlin 2008, 127-147.
- Bewernitz, Torsten (2010): *Konstruktionen für den Krieg?* Münster.
- Biehl, Heiko (2010): Kampfmoral und Kohäsion als Forschungsgegenstand, militärische Praxis und Organisationsideologie, in: *Apelt (2010)*, 130-161.
- Bröckling, Ulrich (1997): *Disziplin*, München.
- Chauvistré, Eric (2009): *Wir Gutkrieger*, Frankfurt/New York.
- Chiari, Bernhard; Pahl, Magnus (Hrsg.) (2010): *Auslandseinsätze der Bundeswehr*, Paderborn.

13 Die Antwort lautet mit Sicherheit, genau diese nicht. Aber man hätte es gern gewusst, welche dann! Zu den Genannten vgl. die Werkbiografien in Moebius/Quadflieg 2010 – zudem Artikel zu Beck, Girard, Hitzler, Luckmann zum Komplex Individualisierung, soziale Konstruktion und Gewalt.

- Clausewitz, Carl von (1980): Texte zu „Vom Kriege“, in: Günter Dill (Hrsg.): *Clausewitz in Perspektive*, Frankfurt/Main.
- Crefeld, Martin van (2006): *Die Gesichter des Krieges*, München.
- Crome, Erhard (2010): Afghanistan - Ein Menetekel [Zu Tönnies 2009], in: *Welttrends* Jan./Febr., 89-93.
- Dahrendorf, Ralf [1965]: *Gesellschaft und Demokratie in Deutschland*, München 1972.
- Dittmer, Cordula (2010): Krieg, Militär und Geschlechterverhältnisse, in: *Apelt (2010)*, 87-106.
- Friedeburg, Ludwig von (1966): Zum Verhältnis vom Militär und Gesellschaft in der Bundesrepublik, in: Georg Picht (Hrsg.): *Studien zur politischen und gesellschaftlichen Situation der Bundeswehr*, 2. Folge, Witten und Berlin, 10-65.
- Freudenberg, Dirk (2008): *Theorie des Irregulären*, Wiesbaden.
- Gehlen, Arnold (1975): *Einblicke*, Frankfurt/Main.
- Geyer, Michael (1995): Eine Kriegsgeschichte, die vom Tod spricht, in: Thomas Lindenberger; Alf Lüdtke (Hrsg.): *Physische Gewalt*, Frankfurt/Main, 136-161.
- Heider, Paul (2004): Nationale Volksarmee - Ultima Ratio zum Erhalt der SED-Herrschaft? in: Stefan Bollinger (Hrsg.): *Das letzte Jahr der DDR. Zwischen Revolution und Selbstaufgabe*, Berlin, 100-123.
- Hobsbawm, Eric (2009): *Globalisierung, Demokratie und Terrorismus*, München.
- Hofbauer, Hannes (2008): *Experiment Kosovo*, Wien.
- Kutz, Martin (1996): Militär und Gesellschaft im Deutschland der Nachkriegszeit (1946-1995), in: Ute Frevert (Hrsg.): *Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert*, Stuttgart, 277-313.
- Lauer mann, Manfred (2011): *Dialektik des Institutionenumbaus: Das Beispiel Bundeswehr*, Tagung Berlin 4.-6. Februar 2011, <http://www.linksreformismus.de/lang/Lauer mann.pdf>
- Leonhard, Nina; Werkner, Ines-Jacqueline (Hrsg.) (2005): *Militärsoziologie - Eine Einführung*, Wiesbaden.
- Loquai, Heinz (2000): *Der Kosovo-Konflikt - Wege in einen vermeidbaren Krieg*, Baden-Baden.
- Lutz, Dieter S. (Hrsg.) (2000): *Der Krieg im Kosovo und das Versagen der Politik*, Baden-Baden.
- Moebius, Stephan; Quadflieg, Dirk (Hrsg.) (2010): *Kultur. Theorien der Gegenwart*, 2. erw. Aufl., Wiesbaden.
- Münkler, Herfried (2006): *Der Wandel des Krieges*, Velbrück.
- Rehberg, Karl-Siegbert (1994): Institutionen als symbolische Ordnungen, in: Gerhard Göhler (Hrsg.): *Die Eigenart der Institutionen*, Baden-Baden, 47-84.
- Schulze von Glaßer, Michael (2010): *An der Heimatfront*, Köln.
- Schwab-Trapp, Michael (2002): *Kriegsdiskurse*, Opladen.
- Senghaas, Dieter (2020): Gerechter Friede statt Gerechter Krieg, in: *Blätter für deutsche und internationale Politik*, H. 9: 89-96.
- Steinert, Heinz (1973): Militär, Polizei, Gefängnis usw. Über die Sozialisation in der ‚totalen Institution‘ als Paradigma des Verhältnisses von Individuum und Gesellschaft, in: Heinz Walter (Hrsg.): *Sozialisationsforschung Bd. II.*, Stuttgart-Bad Cannstatt, 227-249.
- Timmermann-Levenas, Andreas, Richter, Andrea (Hrsg.) (2010): *Die reden - Wir sterben*, Frankfurt/Main.
- Tomforde, Maren (2010): Neue Militärkultur(en). Wie verändert sich die Bundeswehr durch Auslandseinsätze, in: *Apelt (2010)*, 193-219.
- Tönnies, Sybille (2009): Ganz oder gar nicht! Carl Schmitt und Afghanistan, in: *Welttrends* Nr. 69, Nov./Dez., 99-104.
- Türk, Klaus (Hrsg.) (2000): *Hauptwerke der Organisationstheorie*, Wiesbaden.
- Uessler, Rolf (2008): *Krieg als Dienstleistung*, Berlin.
- Wehler, Hans-Ulrich (2008): *Deutsche Gesellschaftsgeschichte 1949-1990*, München.
- Wette, Wolfram (2008): *Militarismus: Geschichte einer kriegerischen Kultur*, Darmstadt.